

Die grösste Kampfkunst ist, nicht kämpfen zu müssen

Autor(en): **Ramser, Franziska**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **104 (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-840188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die grösste Kampfkunst ist, nicht kämpfen zu müssen

Im Berliner Problemviertel Wedding feiert ein ungewöhnliches Jugendhilfe-Projekt grosse Erfolge: Murat und Mesut Lencper sind selbst im maroden Quartier aufgewachsen und haben die Misere von innen kennen gelernt. Heute holen sie die Kids von der Strasse.

Sezegin keucht, schnell nach vorne und packt Murat an der Schulter. Der versetzt dem Angreifer einen leichten Klaps mit der linken Hand und befördert ihn mit einem Hebelwurf über die Hüfte auf die Matte. «Wir wollen uns und den Gegner nicht verletzen», erklärt Murat, legt Sezegin auf den Rücken und fixiert ihn mit dem Knie auf dem Boden. «Aber wir wollen mit ihm reden.» Er wendet sich dem Angreifer zu. «Na, mein Freund, wie sieht's aus? Wollen wir nicht lieber aufhören?»

Sieben Jugendliche knien auf den Matten und verfolgen die Schritt- und Schlagkombinati-

onen, die der Trainer demonstriert. Murat Lencper ist muskulös, trägt die Haare kurz geschoren, die Hose sitzt tief. «Ihr seid alle angehende Samurai», erklärt er den anwesenden Teenagern. An den Grundsätzen der legendären japanischen Krieger sollen sich seine Schüler orientieren: «Die grösste Kampfkunst ist», so Murat, «nicht kämpfen zu müssen».

Der Sport rettet

Lencpers Samurai-Kurs heisst «Antigewalt-Training» und ist Teil des Angebots bei Kiezboom, einem Jugendhilfe-Projekt im Berliner Stadtteil Wedding. Das Viertel im

Nordwesten der Stadt ist von Arbeitslosigkeit und Gewalt geprägt. Ein Viertel der Bewohnerinnen und Bewohner bezieht Sozialleistungen. «Eines verbindet alle Jugendlichen hier», sagt Mesut Lencper, Murats Bruder und Kiezboom-Vorstand. «Sie haben keine Perspektive.» Wer einen Migrationshintergrund mitbringe – und das trifft auf knapp die Hälfte der Anwohner zu – habe es besonders schwer. Önder Kurt, der dritte Mann bei Kiezboom, weiss: «Migranten landen fast automatisch auf der Gesamtschule, ein Abitur ist da nur noch theoretisch möglich. Ihre Berufschancen sinken, unter 100 Bewerbungen läuft gar



Trainer Murat Lencper entwaffnet einen Angreifer: «Das gilt nur im Notfall», sagt er, denn wenn man mit einer Waffe bedroht werde, gelte stets: wegrennen.

Bilder: Adam Berry



«Ihr seid alle angehende Samurai», so die Botschaft an die Kids.

nichts.» Dafür steigen Gewaltbereitschaft und die Tendenz zu Kriminalität und Drogenkonsum.

Die drei jungen Männer wissen, wovon sie reden. Sie sind selbst im Problemviertel aufgewachsen, als Türken kennen sie den täglichen Kampf gegen Vorurteile und Benachteiligung. Ihn habe der Sport gerettet, sagt Murat Lencper. Er trainiert seit zwölf Jahren als «Hinterhof-Samurai». Mesut hat sich als Breakdancer einen Namen gemacht: Mit seiner Gruppe «Flying Steps» wurde er im Jahr 2000 sogar Weltmeister.

Der Wedding ist Heimat

Vor zwei Jahren haben die Lencper-Brüder Kiezboom, den gemeinnützigen Verein für Jugendhilfe und Völkerverständigung, gegründet und das Ladenlokal, in dem die Trainings stattfinden, angemietet. Mittlerweile nehmen rund 300 Jugendliche pro Woche an ihren Kursen teil. Neben den Antigewalt-Trainings stehen Boxen, Breakdance, Ringen und Rap auf dem Programm. Die Trainer sind allesamt Lokalstars, sind im Wedding auf- und über die Misere hinausgewachsen, haben aber nie die Bindung zum Viertel verloren. «Der Wedding ist unsere Heimat», sagt Önder Kurt. «Wir fühlen uns für das Viertel verantwortlich.» Diese Verbundenheit spüren die Jugendlichen. «Ein Hans oder Werner könnte diese Kids nicht von der Strasse holen», ist Murat überzeugt. Beim Quartiermanagement Pankstrasse, der von der Stadt eingesetzten Institution zur Verbesserung der Lebensbedingungen im Problemviertel, erklärt man sich den Er-

folg von Kiezboom ebenso: «Die Lencper-Brüder sind hier verwurzelt, sie sprechen die Sprache der Jugendlichen. Das können andere Einrichtungen nicht leisten», sagt Teamleiter Christian Luchmann.

«Bleib sauber!»

Kiezboom pflegt auch einen engen Kontakt zu Eltern und Behörden, sagt Önder Kurt. «Wir kooperieren mit Jugend- und Arbeitsamt, sorgen dafür, dass die Kids ihre Termine da wahrnehmen. Auch vermitteln wir zwischen den Gewerbetreibenden und den Jugendlichen, versuchen Ausbildungs- oder Arbeitsplätze ausfindig zu machen.» Dass die Arbeit von Kiezboom über die herkömmliche Jugendarbeit hinausgeht, zeigt auch ein Blick auf weitere Projekte, welche die Lencper-Brüder neben den Sportkursen initiieren. Da gibt es das Anti-Vandalismus-Projekt «Bleib sauber!», in dessen Rahmen Jugendliche beschmierte Hauswände reinigen und demolierte Infrastruktur auf Spielplätzen und Schulhöfen instand setzen. Und unter dem Motto «Cool Steps» patrouillieren arbeitslose Jugendliche in den Strassen, greifen in Konflikte ein und versuchen Herumlungernde für die Kiezboom-Angebote zu gewinnen. Die Jugendlichen sollen lernen, den Kiez, in dem sie leben, zu achten und zu pflegen, lautet das Credo der Lencper-Brüder.

Kaum Budget, aber Visionen

Vor kurzem haben die Lencper-Brüder den arbeitslosen Pädagogen Armin Emrich als Geschäfts-

führer zu Kiezboom geholt. Er leistet Schützenhilfe im Kampf mit Administration und Bürokratie. Da den Lencpers und den übrigen Trainern die fachliche Qualifikation als Jugend- und Sozialarbeiter fehle, erhalte der Verein keine Regelfinanzierung durch die Stadt, erklärt Emrich. Kiezboom kann sich lediglich mit einzelnen Projekten um Beiträge aus Programmen von Bund, Land und EU zur Förderung lokaler Initiativen in sozialen Brennpunkten bewerben. Ansonsten lebt der Verein von Spenden.

Die fleckigen Matten im Trainingsraum sind ebenso Leihgabe wie die vier alten Boxsäcke, und die Miete arbeitet das Team zu Teilen mit Hauswartsdiensten ab. Heizen liegt kaum drin, weniger noch ein Gehalt für die Mitarbeiter. Alle Beteiligten arbeiten ehrenamtlich, die Lencpers halten sich selbst mit Arbeitslosenhilfe über Wasser. Bei Kiezboom ziele man darauf ab, sich von Staatsgeldern unabhängig zu machen, sagt Emrich. Ideen sind bereits vorhanden: «Wir planen eine Statistenagentur, denn die Nachfrage nach türkisch- oder arabischstämmigen Darstellern steigt enorm.»

Dringender ist zurzeit aber der Wunsch nach mehr Raum. «Wir möchten Computerkurse und Aufgabenhilfe anbieten, dazu brauchen wir Tische und Stühle, aber auch mehr Platz», sagt Murat Lencper. Auch fehlen Duschen und Garderoben, und für die administrative Arbeit muss derzeit eine winzige Kammer hinter dem Trainingsraum reichen.

Dort riecht es mittlerweile nach Schweiß, Hip-Hop-Beats treiben die Trainierenden an. Murat demonstriert, wie er einen Angreifer mit Messer entwaffnet. «Aber», sagt er, als der andere auf dem Boden und das Messer ausser Reichweite liegt, «das gilt nur für den Notfall». Wenn man mit Waffen bedroht werde, gelte stets: wegrennen. «Spielt nie Rambo oder Macho, dafür ist euer Leben zuviel wert.» ■

Franziska Ramser